

MARCELLO SIMONI

Das Labyrinth am Ende der Welt

MITTELALTER-THRILLER

Aus dem Italienischen
von Barbara Neeb und Katharina Schmidt

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

Ab Seite 375 findet sich ein Glossar, in dem auch alle lateinischen Zitate übersetzt sind.

emons:

Für Celeste und Alfredo,
die von den Sternen aus zusehen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel »Il labirinto ai confini del mondo« bei Newton Compton editori, Rom.



© Marcello Simoni

© der deutschsprachigen Ausgabe Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: Stephen Mulcahey/Arcangel Images

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Christina Neiske

Druck und Bindung: Druckerei C.H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany 2015

ISBN 978-3-95451-674-2

Mittelalter-Thriller

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter

www.emons-verlag.de

PROLOG

*Im Jahre des Herrn 1229 am 15. Januar
Kloster St. Petrus und Marcellinus zu Seligenstadt*

Die Morgendämmerung ließ auf sich warten, erstickt von der undurchdringlichen Schwärze der Nacht. Einer Nacht, die vielleicht in alle Ewigkeit andauern würde. Konrad von Marburg stand am offenen Fenster in einem abgelegenen Raum des karolingischen Klosters. Regungslos wie ein Vorstehhund, der Beute gewittert hat, beobachtete er die in Dunkelheit gehüllte Landschaft. Er wartete auf etwas, auf ein Zeichen oder eine Vision, doch er wusste nicht, ob sich dieses Etwas vor seinen Augen oder in den Tiefen seiner Seele zeigen würde. Allerdings hatte er schon eine gewisse Ahnung, um was es sich handelte. Nach zwanzig Jahren, in denen er unzähligen Exorzismen und Verbrennungen auf dem Scheiterhaufen beigewohnt hatte, war er sicher, dass er sich nicht irrte. Er hatte ein Geräusch aus der Finsternis vernommen, das Wiehern eines Pferdes. Und er war bereit zu kämpfen.

Konrad verengte die Augen zu Schlitzern, um dem eisigen Wind zu trotzen, der ihm ins Gesicht peitschte. Der Nordwind tobte wütend wie eine Furie über die Felder und durch die Straßen. Raue Zärtlichkeiten einer stiefmütterlichen Natur, Gaben eines Winters, der das ganze Land in seinem eisigen Griff gepackt hielt. Er sah darin fast eine Warnung, eine Vorahnung dessen, was ihn erwartete. Denn ihm, Konrad von Marburg, war es gelungen, die Winkelzüge des Bösen in den menschlichen Taten zu erkennen.

»Fiat voluntas tua«, murmelte er und neigte leicht das Haupt.

Er schloss die Läden und wandte sich wieder dem spärlich beleuchteten Raum zu. Auf dem Schreibtisch warteten zwei Briefe auf ihn, einer war auf Deutsch verfasst, der andere in Latein. Er hatte sie beide im Lauf der Nacht geschrieben, fast ohne innezuhalten, und

sie dann auf der Tischfläche liegen gelassen, damit die Tinte trocknen konnte. Die Lage war ziemlich ernst. In wenigen Stunden würde ein Bote aufbrechen, um sie zu überbringen.

Das erste Schreiben war für den Landgrafen von Thüringen bestimmt, der über dieses Gebiet herrschte, das zweite dagegen war an Seine Heiligkeit höchstpersönlich adressiert, Papst Gregor IX. Sie waren mehr oder weniger gleichen Inhalts, mit leichten Abwandlungen bei den Höflichkeitsanreden und Lobpreisungen.

Konrad setzte sich an den Schreibtisch und nahm den lateinischen Brief zur Hand, um ihn im Kerzenschein noch einmal durchzulesen. Ihm war bewusst, dass sein Text mit einigen deutschen Formulierungen durchsetzt war, aber er wusste, dass er sich deswegen keine größeren Gedanken machen musste. Als Gregor IX. noch kein Papst war und auf den Namen Ugolino di Agnani hörte, war er als päpstlicher Gesandter in Deutschland unterwegs gewesen und daher der deutschen Sprache mächtig.

Der Inhalt des Briefes lautete:

Im Namen des Herrn Jesus Christus. An Seine Heiligkeit Papst Gregor, Bischof der katholischen Kirche und Diener der Diener Gottes, berichtet der Unterzeichnete Konradus de Marburg, predicator verbi Dei, die Ergebnisse seiner Untersuchungen über die häretische Verderbtheit, die Deutschland befallen hat.

Im Monat Januar des nämlichen Jahres begab ich mich in die Diözese Mainz, um das Haus eines Geistlichen namens Wilfridus zu besuchen, der bereits im Verdacht der Häresie stand, und dortselbst fand ich eindeutige Beweise für die Beschwörung des Bösen. Ich entdeckte zahlreiche nekromantische Zeichen, die ich identifizieren konnte, und ließ daraufhin den Geistlichen verhaften, um ihn der peinlichen Befragung zu unterziehen. Obwohl ich einen Glaubensbruder vor mir hatte und keinen einfachen Laien, waltete ich mit der ganzen Strenge meines Amtes.

Der Befragte versuchte zu leugnen, so wie jeder, der die eigene Schuld verbergen möchte, doch schließlich gestand er, eine häretische Dreifaltigkeit anzubeten, die älter als die der Christenheit sein soll und

in der ich Luzifer vermute, der sich über die Heiligste Dreifaltigkeit erheben will. Zum Beweis solcher Verdächtigungen trug Wilfridus auf der rechten Hand ein Zeichen des Paktes mit dem Bösen, welches ich aus Anstand und Gottesfurcht Eurer Heiligkeit nicht näher beschreiben möchte.

Noch schwerer wiegt die Tatsache, dass der Befragte gestand, er sei in diesen gotteslästerlichen Kult von einem Magister aus Toledo eingeführt worden. Er beschrieb ihn als einen großen, hageren, dunkel gekleideten Mann, doch er schwor, dessen Namen nicht zu kennen. Auf Grundlage vorübergehender Untersuchungen weiß ich allerdings sehr wohl, um wen es sich handelt. Es ist der Homo Niger, der Schwarze Mann, der sich den Ketzern oft während ihrer schändlichen Geheimtreffen zeigt. Angesichts dieser offenkundigen Beweise bitte ich um die Erlaubnis, die Untersuchung südlich der Alpen fortzuführen, wo sich nach Aussage des Befragten ein Großteil der Sekte verbergen soll, die dieser Magister aus Toledo gegründet hat. Und da die Anhänger dieser Sekte sich der ungeheuerlichsten Ketzerei hingeben, nämlich der Anbetung Luzifers, wünsche ich, dass sie vom Bann der Heiligen Römischen Kirche getroffen und mit dem Hirtenstab derselben bestraft werden sollen.

Ein Geräusch, das Klappern von Sandalen auf dem Gang vor dem Zimmer, ließ Konrad von Marburg aufblicken. Er lauschte ihm, bis er in der Tür einen Mann auftauchen sah. Ein Franziskaner mit einer weit ausrasierten Tonsur, die von einem dichten Kranz struppiger Haare umgeben war. Zwei asketisch glühende Augen ließen sein Gesicht erstrahlen.

»Gerhard von Lützelkolb, mein Freund.« Konrad stand auf und breitete erfreut die Arme aus. »Ich habe mich schon gefragt, wo Ihr so lange bleibt.«

Der Mönch verneigte sich kurz und atmete dann mehrmals tief durch. Er musste gerannt sein. »Ich wurde aufgehalten, Magister. Vergebt mir.«

Magister. Seit zwei Jahren wurde Konrad von Marburg so angesprochen, nachdem ihm der Heilige Vater eine Aufgabe von großer Wichtigkeit anvertraut hatte, die zwar ein eindeutiges Zeichen seiner

Wertschätzung, aber auch eine schwere Bürde war. Niemandem vor ihm war je aufgetragen worden, Untersuchungen über Ketzerei anzustellen, zumal mit dem erklärten Ziel, sie um jeden Preis auszumerzen. Diese Vollmacht stellte ihn höher als jeden Bischof, Prior oder Abt und löste allseits ehrfürchtige Sorge aus.

Gerhard von Lützelkolb sah sich um und wickelte sich fester in seine wollene Jacke, die er über der Kutte trug. Er schien sich nach einer Wärmequelle umzusehen, jedoch vergeblich. »In diesem Raum ist es eisig kalt.«

»Kälte reinigt«, erwiderte Konrad mit einem leichten Tadel in der Stimme.

Der Mönch biss sich auf die Zunge. Die Strenge des Kirchenmanns, vor dem er stand, war allgemein bekannt. »Nun denn, Magister. Was befiehlt Ihr?«

Konrad bedeutete ihm zu warten. Er überflog noch einmal die Briefe, versiegelte sie und reichte sie schließlich dem Franziskaner. »Sie müssen unbedingt sofort verschickt werden.«

»Die Boten stehen zum Aufbruch bereit.« Gerhard begutachtete die beiden Rollen mit einem Zögern. Seine Hände zitterten, und ein merkwürdiger Glanz lag in seinen Augen.

Konrad musterte ihn aufmerksam. Für gewöhnlich entging ihm nicht die kleinste Einzelheit. »Ist da etwas, das Euch Sorge bereitet?«

Bevor der Mönch seine Antwort in Worte fassen konnte, entfuhr ein röchelndes Stöhnen seiner Kehle. »Es ist etwas Schreckliches passiert, Magister.«

»Erklärt Euch näher.«

»Es betrifft den Geistlichen Wilfridus, den Ketzer, den Ihr befragt habt.«

»Ja und? Ich habe ihn in seine Zelle sperren lassen, wo er so lange verwahrt werden soll, bis man ihn hängt.«

»Das wird nicht mehr notwendig sein.« Gerhard verzog den Mund. »Er ist bereits tot.«

Konrad ballte die Hände vor seiner Brust zu Fäusten. »Aber wie ...«

»Die Wachen haben ihn mit etlichen Verbrennungen am ganzen

Körper gefunden – das war übrigens auch der Grund, weshalb ich so spät zu Euch kam. Schreckliche Verbrennungen, durch ... *etwas*, das sich zwischen seine Rippen gebohrt hat.« Von Lützelkolb zögerte. »Schwefeliger Pesthauch erfüllt seine Zelle.«

»Hat irgendjemand etwas gesehen?«

»Nein, aber ... Wie konnte das geschehen? In diese Zelle kommt niemand hinein. Das Fenster ist zu eng, als dass dort hindurch ...«

»... ein *Mensch* passte?« Konrad schlug ihm mit einem düsteren Lächeln auf die Schulter. Genau das, dachte er, war das Zeichen, auf das er gewartet hatte. Und als er weitersprach, genoss er im Voraus jedes seiner Worte. »Fürchtet Euch nicht, Eure Gedanken laut auszusprechen, mein Freund. Heute Nacht reitet das Böse über das Land.«

Gerhard bekreuzigte sich hastig, fast als wollte er sich gegen einen Fluch schützen.

»Aber jetzt lasst diese Briefe überbringen«, ordnete Konrad an.

»Und betet zum Herrn, er möge uns Kraft schenken.«

Dann stellte er sich trotz der Kälte wieder ans Fenster und öffnete die Läden. Etwas drängte ihn, nach draußen zu schauen und die Dunkelheit abzusuchen. Der Wind fuhr pfeifend ins Zimmer und löschte die Kerze aus. Die pechschwarze Finsternis der Nacht verschluckte alles Leben.

ERSTER TEIL

DAS ZEICHEN DES SCHÜTZEN

»Aber auch den Teufel selbst wird er nicht fürchten, ihn, der da ist in Wahrheit der schärfste Schütze: Denn er ist bewaffnet mit feurigen Geschossen aller Art und hält jeden Augenblick die Herzen der ganzen Menschheit in Spannung.«

Zenon von Verona, »De duodecim signis ad neophytos«



Paris, Nacht des 26. Februar

Suger schaute sich noch einmal um. Jemand verfolgte ihn. Ein riesiger Mann, der in einen zerrissenen Umhang gehüllt war. Er hatte ihn erst vor Kurzem bemerkt, während er vom Montagne Sainte-Geneviève Richtung Cité hinabstieg, und da er einen Überfall befürchtete, hatte er beschlossen, seine Schritte zu beschleunigen. Abgesehen von dieser beeindruckenden Gestalt war die Straße menschenleer, nur umherhuschende Ratten waren zwischen den aufgehäuften Abfällen zu sehen. Schmutz und Unrat überall, zum Großteil noch Überreste der Ausschweifungen des Karnevals.

Suger zog sich die Kapuze über den Kopf, um sich vor der Kälte zu schützen, hinter einer Biegung sah er sich wieder um. Der Mann in dem zerrissenen Umhang kam immer näher ... Hätte ihn doch der Abt von Saint-Victor bloß nicht zu sich gerufen! Suger unterrichtete am Studium als *magister medicinae*, aber er war zu arm, um es sich leisten zu können, nach Sonnenuntergang keine Patienten mehr aufzusuchen, vor allem dann nicht, wenn sie gut zahlten. Abgesehen von einem Tee aus Bohnenkraut und einem Wickel für die geschwollenen Füße hatte ihm der alte Abt eine ordentliche Portion Geduld abverlangt. Suger hasste das Gejammer alter Menschen, und jedes Mal, wenn er auf so jemanden stieß, bedauerte er es, nicht in die Fußstapfen seines Vaters getreten zu sein, der über vierzig Jahre lang Glasfenster für Kathedralen gefertigt hatte.

Der Mann mit dem Umhang verfolgte ihn hartnäckig. Suger bemerkte, dass er das linke Bein leicht nachzog, und vermutete, dass er verletzt war. Als er sah, dass der Mann ihm winkte, er möge doch stehen bleiben, fürchtete er das Schlimmste. Voller Angst bog er schnell nach rechts ab und lief durch eine schlammige Gasse, bis er zu einem Weinberg kam.

Geduckt eilte er zwischen den Rebenreihen weiter, bis er überzeugt war, dass der andere seine Spur verloren hatte, dann kam er wieder hervor und eilte Richtung Grande Rue. Er kannte die Viertel hier sehr gut. Die Dominikaner vom Kloster Saint-Jacques würden ihm im Notfall beistehen. Doch als er dieses Gebäude erreicht hatte, erkannte er, dass ihm keine Gefahr mehr drohte.

Der Mann im Umhang war verschwunden.

Suger wurde langsamer und blieb schließlich gegen eine Mauer gelehnt stehen, um tief Luft zu holen. Schweiß stand auf seiner Stirn, und seine Knie schmerzten, es war eine Ewigkeit her, dass er so gerannt war. Er sah sich mehrmals um, weil er befürchtete, sich geirrt zu haben. Aber es stimmte, er hatte den Mann abgehängt. Er konnte also in Ruhe nach Hause gehen.

Er atmete noch einmal tief durch, dann lief er über den Dreck schlitternd im Schein der in die Wände eingelassenen Fackeln durch die Grande Rue zum Seine-Ufer. Allmählich wurde die Straße immer breiter und sauberer. Doch die Angst ließ ihn nicht los. Wer war dieser Fremde? Was wollte er von ihm? Suger versuchte sich abzuwenden, indem er in Gedanken die Aufgaben durchging, die er am folgenden Tag zu erledigen hatte. Morgen war *Mardi gras*, doch er musste trotzdem seine Vorlesung halten und seinen Lieblingsschüler treffen, weil dieser demnächst die Prüfung zum *baccalarius* ablegen sollte.

Tief versunken in seine Überlegungen erreichte er die *rive gauche*. Hier verbarg sich die Seine hinter einigen Häusern, die auf einer Steinbrücke, dem Petit-Pont, errichtet worden waren. Suger lief etwa bis zur Mitte der Brücke, während er dem düsteren Rauschen des Wassers lauschte, dann blieb er vor einer von Feuchtigkeit angegriffenen Tür stehen. Endlich war er zu Hause.

Bevor er eintrat, schaute er noch einmal zur Île de la Cité hinüber, die sich wie ein großes Schiff in der Mitte des Flusses abzeichnete. Das Herz von Paris. Dort erhoben sich die Kathedrale Notre-Dame und die Schule des Domkapitels. Dort durften Männer mit so erhabenen Namen wie Roland von Cremona ihre Vorlesungen halten, dieser dominikanische Theologe, der aus Italien gekommen war. Berühmte

Lehrmeister, die für ihren Lebensunterhalt bestimmt nicht so niedrige Aufgaben übernehmen mussten ...

Dabei war er doch auch Magister! Und bestimmt nicht weniger wert, nur weil er abgelehnt hatte, sich zum Priester weihen zu lassen, oder weil er ein Fach unterrichtete, das bei den Theologen nicht gut angesehen war. Ganz gleich, ob diese Frömmeler es nun zugaben oder nicht, das Wohl der Menschheit lag im Studium von Avicenna, nicht in dem des heiligen Augustinus. Während er mit einer verächtlichen Geste sie alle zum Teufel schickte, betrat er sein Haus. Er war müde und wollte bloß noch schlafen, doch als er die Tür hinter sich zuziehen wollte, stieß er plötzlich auf Widerstand.

Eine Stiefelspitze hatte sich zwischen Tür und Rahmen geschoben.

Instinktiv wollte Suger sie mit der Tür zerquetschen, doch noch ehe er ganz begreifen konnte, was vor sich ging, sah er, wie sich dazu noch eine breite Hand in den Spalt schob und ebenfalls Widerstand leistete. Suger hielt nun mit seinem ganzen Gewicht dagegen, doch der Eindringling war stärker, und es gelang ihm schließlich, die Tür aufzustoßen. Da erkannte der Magister ihn: Es war der Unbekannte mit dem Umhang!

Ohnmächtig musste er zusehen, wie der Mann eintrat. »Was wollt Ihr von mir?«, fragte er ihn mit einer Mischung aus Wut und Unbehagen.

»Ich habe nicht die Absicht, Euch etwas anzutun«, beruhigte ihn der Fremde, er sprach Latein mit einem starken deutschen Akzent. Er war groß und kräftig gebaut, aber er schien nun am Ende seiner Kräfte zu sein. Mit der rechten Hand trug er einen Sack über der Schulter. Die linke hatte er zum Zeichen seiner friedlichen Absichten erhoben. »Ich brauche Euch.«

»Braucht Ihr mich oder mein Geld?«, erwiderte Suger, während er zurückwich. Hinter ihm waren in einem eher bescheiden eingerichteten Raum nur ein Bett, ein Tisch und eine Truhe zu sehen, rundherum jede Menge Bücher. Er wühlte in den Regalen auf der Suche nach etwas, das er als Waffe verwenden konnte, und als er schließlich den Stößel eines Mörsers zu fassen bekam, schwang er ihn drohend. Fast musste er über sich selbst lachen.

Der Mann im Umhang kam vorsichtig näher. »Ich bin kein Dieb.«

Suger bemerkte den Dolch, den er am Gürtel trug, und ein wenig darunter Blutflecken auf dem linken Hosenbein. Die Wunde musste sich weiter oben befinden, und der Mann verlor viel Blut.

»Ich brauche einen Arzt ...«, erklärte der Mann als Antwort auf Sugers fragende Blicke. »Ich wollte gerade im Hospiz von Saint-Victor um Hilfe bitten, als ich Euch aus dem Kloster kommen sah. Der Pförtnermönch hat mir gesagt, wer Ihr seid, und so habe ich beschlossen, Euch zu folgen.« Ohne um Erlaubnis zu fragen, zog er einen Stuhl unter dem Tisch hervor und ließ sich darauf nieder, den Sack stellte er auf seinen Schoß. »Es tut mir leid, wenn ich Euch erschreckt habe ...«

Suger wusste nicht, was er sagen sollte, daher beschränkte er sich darauf, den anderen eingehend zu mustern. Gesichtszüge konnten viel über den Gesundheitszustand, das Temperament und sogar das Schicksal eines Menschen enthüllen. Er hatte diese Kunst als kleiner Junge bei einem jüdischen Heiler gelernt, und seitdem war er geradezu davon besessen. Der Fremde hatte vornehme, ja fast weichliche nordische Züge. Die Stirnfalten zeugten von einem starken Charakter wie dem eines Kriegers, aber sie liefen über dem linken Auge zusammen und bildeten eine Art Kreuz. Ein schlimmes Vorzeichen, dachte er. Es kündete einen gewaltsamen Tod an.

Der Mann schenkte ihm ein schwaches Lächeln. »Ihr seht mich an, als ob ich schon tot wäre.«

»Wie ich Euch ansehe, hat Euch nicht zu bekümmern«, entgegnete der Arzt feindselig. »Ihr habt mich verfolgt und seid dann mit Gewalt in mein Heim eingedrungen. Einen Magister der *Universitas* anzugreifen ist ein schweres Vergehen, das streng bestraft wird!«

Der Fremde täuschte übertrieben Angst vor, als sähe er sich den Drohungen eines Kindes gegenüber. »Ich habe keine Angst vor dem Tod, jedoch vor der Möglichkeit, dass meine Mission scheitert«, erklärte er. »Falls ich umkomme, ist es mein größter Wunsch, dass jemand anderer sie übernimmt.«

»Dann solltet Ihr Euch doch besser an die Mönche von Saint-Victor wenden.« Suger deutete auf die Tür. »Ihr habt immer noch Zeit.«

»Nein, Ihr seid die geeignete Person.« Der Fremde fuhr sich mit der Hand über die Stirn in dem Bemühen, einen klaren Kopf zu behalten. »Ein Laie, außerdem sehr gelehrt ... Deshalb bin ich Euch sogleich gefolgt.«

»Ich dachte, Ihr wolltet Euch verarzten lassen.«

»Nicht nur. Ich bin ein Pilger aus einem fremden Land ... Ich brauche ...« Ein plötzlicher Hustenanfall schüttelte den Mann so heftig, dass er sich krümmte.

Suger legte den Stößel weg und half dem Mann, sich aufzurichten. »Ihr redet wirres Zeug, mein Herr. Seid Ihr Euch dessen bewusst?«

Der Fremde war wirklich aufs Äußerste erschöpft, er wurde immer blasser und glühte inzwischen vor Fieber. Die Verfolgung musste ihn wirklich seine letzten Kräfte gekostet haben. »Nein ... Meine Mission ...« Er schüttelte den Kopf und hob den Sack von seinem Schoß. »Das hier muss einem Mann übergeben werden, der sich in Mailand aufhält ...« Dann hustete er wieder.

Suger lachte nervös auf. »Bis nach Mailand gar? Ihr seid verrückt! Da könnt Ihr dieses dreckige Bündel schon selbst hinbringen!«

»Ich würde alles dafür geben, das könnt Ihr mir glauben ... Aber ich fürchte, ich lebe nicht mehr lange genug, um es zu schaffen ...«

Suger schnitt ihm mit einer ungeduldigen Handbewegung das Wort ab. Dieser Mann musste an einer geistigen Verwirrung leiden, wahrscheinlich wegen des Schmerzes und des starken Blutverlustes. Aber man sah ihm auch an, wie verzweifelt er war. »Fürchtet Euch nicht«, beruhigte er ihn und ließ seine Berufsethik über die Vorsicht siegen. »Legt Euch hier auf den Boden, damit ich Euch untersuchen kann.« Eigentlich hätte er ihm sein Bett anbieten müssen, aber der Fremde war schmutzig, und Suger hasste nun einmal Dreck.

»Wenn mich nicht diese Wunde umbringt«, stöhnte der Unbekannte, als er sich auf den Boden legte, »dann tötet mich der Reiter ... Wie den guten Wilfridus ...«

»Das ist Eure Sache«, unterbrach ihn Suger. Er beugte sich über ihn, und als er den Umhang des Mannes zur Seite schob, konnte er sehen, dass die Tunika darunter blutdurchtränkt und an einigen Stellen verbrannt war. Suger schnallte ihm den Gürtel ab, legte den

Dolch beiseite und legte die Brust des Unbekannten frei. Genau wie er geahnt hatte, befand sich die Wunde auf der linken Seite unterhalb der Rippen. Sie war fast drei Zoll lang und ziemlich tief. Schweflicher Geruch ging von der Verletzung aus. »Wie es aussieht, hat man versucht, Euch aufzuspießen.«

»Nur durch ein Wunder bin ich noch am Leben«, seufzte der Mann.

»Beruhigt Euch, das hier werdet Ihr überstehen.« Suger stand auf, nahm einen Tonkrug vom Tisch und kniete sich dann wieder neben seinen Patienten. Er zog den Korken mit den Zähnen heraus und goss eine rote Flüssigkeit auf die Wunde, dann rieb er mit einem Tuch darüber.

»Es brennt ... Was ist das?«

»Wein. Ich benutze ihn, um die Wunde zu reinigen.« Jetzt konnte er deren Umrisse genau erkennen. Sie kam ihm nicht schwierig zu behandeln vor, allerdings sah sie ungewöhnlich aus. Die Haut um die klaffende Öffnung war ausgefranst und verbrannt, das innere Gewebe wies ähnliche Verletzungen auf.

Die Stimme des Unbekannten riss ihn aus seinen Überlegungen: »Wenn Ihr das tut, um das ich Euch gebeten habe, werdet Ihr gebührend belohnt werden ...«

»Belohnt?« Einen Moment lang wich Suger davon ab, den Mann für geistig umnachtet zu halten, und fragte sich, ob der Unbekannte nicht klarer bei Verstand war, als es den Anschein hatte. Er musterte sein Gesicht, doch dann bemerkte er, dass der Fremde kurz vor einer Ohnmacht stand, daher schob er jede Überlegung beiseite, nahm Nadel und Faden zur Hand und konzentrierte sich wieder auf die Wunde.

Sobald er mit der Nadel die Haut durchbohrte, bäumte sich der Unbekannte auf und verzerrte krampfhaft den Mund zu einem stummen Schrei.

»Nur Geduld«, forderte ihn der Arzt auf und versuchte, ihn ruhig zu halten, »ich nähe die Wunde.«

»Ihr flickt mich zusammen wie ein altes Gewand? Wollt Ihr nicht kauterisieren?«

»Das Brenneisen taugt vielleicht, um eine Kuh zu brandmarken, aber bestimmt nicht, um einen Menschen zu heilen.« Suger kniff die Lippen zusammen und blickte auf seine Hände, die so geschickt arbeiteten, dass eine Schneiderin hätte neidisch werden können. Als er die Naht beendet hatte und sein Patient, der während der Prozedur das Bewusstsein verloren hatte, wieder zu sich kam, nutzte der Arzt die Gelegenheit, um zu dem Thema zurückzukehren, das ihn interessierte. »Ihr habt von einer Belohnung gesprochen. Habt Ihr das ernst gemeint?«

Das Gesicht des Mannes war eine einzige Leidensmiene, aber er hatte immerhin noch die Kraft, sich nach vorn zu beugen, um sich die Naht anzusehen. Dann nickte er. »Wenn Ihr den Gegenstand überbringt, der sich in diesem Sack befindet ... werdet Ihr einen wertvollen Stein erhalten.« Seine Stimme war schwach, aber immer noch gut zu verstehen.

»Einen wertvollen Stein?«

»So ist es ...« Der Unbekannte versuchte, sich aufzurichten, doch der Schmerz zwang ihn, liegen zu bleiben. »Einen *drakonites*, einen Drachenstein.«

Suger wiederholte lautlos: *drakonites*. Davon hörte man nur selten und auch nur in sehr gebildeten Kreisen. Man musste schon die »Naturalis historia« von Plinius dem Älteren studiert haben oder in ferne Länder gereist sein, um überhaupt von der Existenz dieses Steins zu wissen.

Seine Überraschung war dem anderen nicht verborgen geblieben, der Unbekannte blickte ihn eindringlich an und fragte nach: »Habt Ihr eine Vorstellung davon, um was es sich handelt?«

Suger riss sich zusammen. »In den Eingeweiden von Tieren finden sich zuweilen Steine, die für Heilzwecke geeignet sind«, sagte er. »Der Drachenstein oder *drakonites* ist der seltenste von ihnen. Es heißt, er stamme aus dem Kopf eines *draco*, einer Riesenschlange.« Er richtete den Finger auf sein Gegenüber. »Aber nur ein Narr würde Euren Worten Glauben schenken.«

Der Unbekannte sah ihn empört an. »Ich sage die Wahrheit, das schwöre ich Euch ... Und als Beweis meiner Aufrichtigkeit werde ich

Euch mit etwas Ähnlichem dafür entlohnen, dass Ihr mich verarztet habt.« Er öffnete ein Ledersäckchen, das er um den Hals hängen hatte, und reichte Suger einen merkwürdigen Gegenstand. »Hier, nehmt ... und schaut es Euch genau an.«

Zunächst dachte der Arzt, er halte ein kleines totes Tier in Händen, doch dann begriff er, dass es etwas ganz anderes war. Es handelte sich um einen Stein, der so ähnlich wie die Wurzel einer Alraune geformt, aber mit einer Art Pelz überzogen war. Suger nahm einen muffigen Geruch wahr, ohne jedoch zu begreifen, aus welchem Material der Stein wirklich bestand. Nichtsdestotrotz erkannte er ihn. »Das ist ein Heilstein, der *caprius* genannt wird«, sagte er dann. »Er stammt aus den Eingeweiden einer Ziege.«

»Kennt Ihr seinen Wert?«

»So wie jeder gute Arzt, obwohl ich noch nie zuvor einen gesehen habe. Er heilt Augenausfluss, Magengeschwüre und Fieberanfälle.«

Der Fremde nickte. »Ein Drachenstein ist tausendmal wertvoller. Er besitzt wundertätige Eigenschaften.«

»Trotzdem, Ihr verschwendet Euren Atem.« Suger war zwar neugierig geworden, aber das führte ihn nicht in Versuchung. Er hatte genügend andere Sorgen und war daher wenig geneigt, dem seltsamen Fremden Gehör zu schenken. »Die Wunde wird heilen, das versichere ich Euch. Um alles andere könnt Ihr Euch selbst kümmern.«

»Wahrscheinlich habt Ihr recht, aber sicher ist es nicht ... Der Reiter! Der Reiter hat mich schon einmal gefunden, obwohl ich mich in Paris versteckt hatte. Er wird es wieder versuchen ...«

»Was auch immer, das ist Eure Sache.«

»Ihr versteht nicht, diese Mission ist lebenswichtig ...«

»Ihr seid es, der nicht verstehen will, Herr. Ihr verlangt Unmögliches«, unterbrach ihn Suger. Da er bemerkte, dass der Fremde keine Anstalten machte, einzuschlafen, beschloss er, auf ihn zuzugehen, bis die Erschöpfung ihn übermannen würde. »Und außerdem«, fragte er mit gespielter Interesse, nur um etwas zu sagen, »wie könnte ich den Mann, den Ihr meint, in einer so großen Stadt finden?«

»Er heißt Gebeard von Querfurt ... ein Deutscher ... Sucht ihn in

der Basilika Santo Stefano Maggiore ... er handelt mit Reliquien ... und er trägt dieselben Zeichen wie ich.«

Bei diesen Worten zeigte er Suger den Rücken seiner rechten Hand. Sie war mit Tätowierungen bedeckt, die dem Arzt bis dahin nicht aufgefallen waren. Unterhalb der Knöchel des Zeigefingers und des Mittelfingers war ein mit einem Bogen bewaffneter Reiter dargestellt. Eine Schlange, die sich um den kleinen Finger ringelte, deutete mit dem Maul auf einen kleinen Kelch, der auf dem letzten Glied des Ringfingers eintätowiert war.

Nachdem er ihm diese Zeichen gezeigt hatte, schloss der Mann die Hand mit einer segnenden Geste, als wollte er ihm die Zahl Drei anzeigen. Da bemerkte Suger auf seiner Handinnenfläche eine Madonna mit einem Kind, über denen eine Taube ihre Flügel ausbreitete.

Christliche Symbole mit heidnischen Zeichen verknüpft. Suger wich angewidert zurück. Er wusste, dass es Amulette mit solchen Abbildungen von jüdischen oder phrygischen Zauberern gab, und er fürchtete sich nicht davor. Aber selbst einen einfachen Glücksbringer zu tragen konnte schreckliche Folgen nach sich ziehen, falls er von einem Mann der Kirche entdeckt wurde. »Ich warne Euch!«, stieß er hervor. »Ich weiß nicht, wer Ihr seid, aber wenn irgendein Dominikaner diese Zeichen sieht, werdet Ihr ein schlimmes Ende nehmen. Und ich mit Euch, weil ich Euch Unterkunft gewährt habe.«

»Lasst es mich erklären ...«, beschwor ihn der Verletzte, den der Fieberwahn wohl bald übermannen würde.

»Ich habe meine eigenen Probleme«, knurrte Suger. »Schweigt, wenn ich Euch nicht vor die Tür jagen soll.«

Der Mann blieb auf dem Boden liegen und starrte ihn flehend an. »Bald wird der Reiter mich finden ... und dieses Mal ...«

Suger achtete nicht auf ihn. Er hatte schon genug für ihn getan. Er hatte seine Wunde versorgt und ihm im eigenen Haus Schutz geboten. Noch weiter dieses Gejammer ertragen zu müssen war zu viel. Er hatte ihn allein deswegen noch nicht vor die Tür gewiesen, weil ihn seine Worte über den Drachenstein fasziniert hatten. Aber Mailand war weit weg, und wenn er Paris verließ, würde dies das Ende seiner Laufbahn bedeuten.

Er legte sich in sein Bett und untersuchte noch lange diesen merkwürdigen pelzigen Stein, während der Fremde endlich in Schlaf fiel.

Schließlich schlummerte auch Suger ein. Als er die Augen schloss, sah er sich selbst, wie er vom Domkolleg der Schule von Notre-Dame umringt war, während er stolz der staunenden Menge einen *drakonites* zeigte.

Und alle Magister drängten sich voller Verwunderung um ihn.

Bei Tagesanbruch schimmerte der Lauf der Seine kristallklar. Leise plätscherte das Wasser an die Ufer und begrüßte mit dieser Huldigung das matte Sonnenlicht. In seiner noch im Dämmerlicht liegenden Wohnung war Suger allerdings nicht in Stimmung für solcherlei poetische Gedanken. Er hatte kaum geschlafen und war äußerst schlecht gelaunt. Sein unerwünschter Hausgast hatte bei den ersten Glockenschlägen zur Matutin begonnen, wie ein Besessener zu phantasieren. Darum war der Arzt aufgestanden und hatte wohl oder übel nach ihm gesehen, während er ihn mit zusammengepressten Kiefern verfluchte. Allerdings konnte er nichts Schlimmes feststellen. Das Fieber war gestiegen, aber die Wunde schien gut auf die Behandlung anzusprechen.

Suger ließ sich auf seiner Bettkante nieder und rieb sich die Augen. Der Fremde lag vor ihm auf dem Boden, tief in einer unruhigen Ohnmacht versunken. Der Schwabe. So hatte er ihn für sich genannt, da er nicht wusste, wie der Mann wirklich hieß. Nach seinem Akzent zu urteilen, musste er aus Schwaben kommen. Nicht, dass es für Suger von Bedeutung gewesen wäre. Er empfand nichts für den Mann, weder Mitleid noch Sympathie. Sicher, die Sache mit dem Drachenstein hatte seine Neugier geweckt, aber persönlich berührte ihn das Schicksal des Schwaben keineswegs. Er war im Allgemeinen kein besonders mitfühlender Mensch. Barmherzigkeit und Altruismus streiften nur beiläufig sein Herz und hinterließen dabei selten Eindruck bei ihm.

In seiner Jugend war das anders gewesen, aber seit dem Tod seines Vaters gab es nur noch einen Menschen, der ihm etwas bedeutete, und das war er selbst. Seitdem betrachtete er auch die Glasfenster von Kathedralen mit anderen Augen.

Das laute Stimmengewirr, das von draußen ins Zimmer drang, riss ihn aus seinen Gedanken. Es war Zeit zum Aufbruch, die Aufgaben des beginnenden Tages erforderten seine Anwesenheit.

Er hüllte sich in seinen roten Umhang und setzte die Kopfbede-

ckung auf, was ihn beides als Magister medicinae auswies, klemmte sich die Bücher unter den Arm, die er für seine Vorlesung brauchte, und ging zur Tür. Er zögerte kurz, doch dann beschloss er, den Schwaben einfach dort liegen zu lassen, wo er war. Seiner Einschätzung nach würde dieser noch bis zum Nachmittag bewusstlos sein und konnte daher keinen Ärger verursachen. Die Versuchung, ihn einfach vor die Tür zu setzen, war immer noch groß, aber die Furcht, dass dessen nekromantische Zeichen jemandes Aufmerksamkeit erregen könnten, bewog Suger, besser Vorsicht zu üben.

Sobald er draußen war, war er sofort mittendrin im wilden Treiben des Faschingsdienstags. Jöhrend und lachend zogen junge Menschen in Scharen durch die Straßen auf der Suche nach Opfern für ihre derben Scherze. Verärgert von so viel Ausgelassenheit lief er eng an den Mauern entlang, um nicht in dieses lärmende Getümmel hineingezogen zu werden. Er hatte es eilig, und die Vorstellung, dass er nun die halbe Stadt durchqueren musste, ehe er seine Vorlesung halten konnte, verstärkte seine schlechte Laune noch.

Infolge der jüngsten Unstimmigkeiten zwischen dem Bischof von Paris und der *Universitas magistrorum* hatte der Großteil der Dozenten die Cité verlassen und die Abtei Sainte-Geneviève zum vorläufigen Sitz des Studiums erkoren. Die Geistlichen waren die Einzigen, die noch bei Notre-Dame Vorlesungen hielten.

Während Suger mit eingezogenem Kopf unter einer ungewöhnlich milden Februarsonne voranschritt, bemühte er sich, seine Verdrossenheit abzulegen, indem er an etwas Angenehmes dachte. Unwillkürlich kam ihm dabei sofort wieder der Drachenstein in den Sinn. Wie sollte er auch nicht daran denken? Er hatte mehrere Bücher zu diesem Thema gelesen, darunter das Lapidarium von Michael Psellos und das von Marbod von Rennes. Vor etlichen Jahren hatte ihm ein Benediktiner aus Oxford sogar seine eigene Sammlung von Heilsteinen gezeigt, die zum größten Teil aus dem Inneren von Tieren stammten: *chelidonia*, der Schwalbenstein, den man aus den Schädeln von Schwalben holte und mit dem man Augenentzündungen heilen konnte, *lyncurium*, der Luchsstein, den man aus der Harnblase von Luchsen gewann und der ein großartiges Mittel gegen Magenschmer-

zen und Gelbsucht war, *hyaena*, der Hyänenstein, der in den Augäpfeln von Hyänen vorkam und das Wohlbefinden förderte, wenn man ihn unter der Zunge trug, schließlich noch die *margarita*, die sich im Innern von Muscheln verbarg, und der *panthero*, der Pantherstein, den man in den Eingeweiden von Großkatzen fand.

Aber keiner dieser Steine ließ sich mit einem Drachenstein vergleichen. Wenn Suger einen *drakonites* in die Hände bekommen und eine medizinische Abhandlung über dessen heilende Eigenschaften schreiben könnte, würde er sich dadurch bestimmt eine angesehene Stellung in der Schule des Domkapitels erwerben.

Schnell wies er derlei Spekulationen von sich, wich unhöflich grummelnd einer Pilgergruppe aus und betrat das lateinische Viertel. Dort hatten die Karnevalsfeiern schon fast gespenstische Ausmaße angenommen. Überall sprangen junge Kerle herum, die als Weibsbilder, Bären oder andere wilde Tiere verkleidet waren. Einige tanzten, andere saßen auf dem Rücken von Maultieren oder grotesken Karren der Narrenzunft, von denen aus sie die Passanten mit verfaultem Gemüse bewarfen.

Das war ja zu erwarten gewesen. In dieser Gegend wohnten die meisten der Studenten, die aus der ganzen Welt nach Paris kamen, um am Studium zu lernen. Da sie unter dem Schutz des Domkapitels standen und daher nicht nach bürgerlichem Recht bestraft werden konnten, brachen sie umso dreister die Gesetze.

Doch der Magister kam unbehelligt durch das Gewühl, sein roter Umhang schützte ihn davor, zum Ziel ihrer Scherze zu werden. Vielmehr wurde er des Öfteren ehrfurchtsvoll begrüßt und mit Verneigungen bedacht. Schließlich bemerkte er eine Gruppe von Studenten, die sich um einen jungen Mann von ansprechendem Äußeren geschart hatten. Das war doch Bernard, sein Lieblingsschüler. Suger schwante nichts Gutes, und so eilte er zu ihm.

Der Student grüßte ihn verlegen, während seine Gefährten schnell das Weite suchten.

Als Suger ihn erreichte, bemerkte er, dass Bernard ein blaues Auge und eine aufgeplatzte Lippe hatte. »Mein Junge, was ist dir denn zugestoßen?«